

Ist Mischwald wirklich naturnah?

Dieser Frage ging ein diplomierter Bauingenieur und leidenschaftlicher Jäger nach. Zudem analysierte er verschiedene forstwirtschaftliche Methoden und deren direkte Folgen für die Wuchsform und Sturmanfälligkeit der Bäume aus Sicht des Statikers. Lesen Sie im folgenden seine diesbezüglichen Ergebnisse und ganz persönliche Meinung zum Thema Waldbau und Jagd.

Dieter Grimmig

Anlässlich der Diskussion um die Novellierungen von Landesjagdgesetzen, z. B. in Baden-Württemberg, sowie der Veröffentlichung „Der Öko-Wald“ im *Spiegel* erschien es mir sinnvoll, zur Auseinandersetzung zwischen Forstverwaltung und Jägerschaft „Laut zu geben“.

Seit 20 Jahren befasse ich mich mit dem Thema Waldbau, ausgelöst durch Schälschäden in meiner ehemaligen Pachtjagd in Österreich. Eine Menge interessanter Forstliteratur ist kopiert, gelesen, kommentiert und in Ordnern gesammelt. Die statischen Zusammenhänge zwischen Waldbau und Sturmschäden hätte ich allerdings ohne die Ausbildung als Bauingenieur nie so klar erkennen können, und die Jagd in Kanada und Alaska hat mir Wälder gezeigt, bei denen nie ein Mensch der Natur ins Handwerk gepfuscht hat.

Zum Thema „naturnaher Waldbau“

Im ganzen 20. Jahrhundert hat die Forstverwaltung – übrigens nicht nur in Deutschland – m. E. kein klares waldbauliches Konzept verfolgt, das so-



Zu den dargelegten Überlegungen und Meinungen des Autors zum Thema Waldbau mag man sich stellen wie man will; fest steht jedoch, daß, wenn man „den Wald wachsen lassen“ würde, sich auf den meisten Standorten West- und Mitteleuropas sehr wahrscheinlich keine artenreichen Mischwaldbestände als Endstadium dieser Sukzession einstellen würden

Foto: Gisela Benecke

wohl ökonomischen als auch ökologischen Gesichtspunkten in gleicher Weise Rechnung getragen hätte. Zuviel Gedankengut ist aus der Landwirtschaft auf die Forstwirtschaft übertragen worden. Man hat geglaubt, Holz nach Belieben züchten zu können, und hat den Unterschied zwischen einjähriger und 80- bis 150jähriger Wuchsperiode mit dem dadurch drastisch erhöhten Windwurfisiko und die damit gebotenen statischen Überlegungen völlig außer acht gelassen.

Nach einem Orkan, der 1941 über das Erzgebirge hinwegfegte, hatte der Tharandter Waldbaulehrer Prof. Dr. Anton Heger erkannt, was beim Waldbau falsch gemacht wird. In seinem Büchlein „Die Sicherung des Fichtenwaldes gegen Sturmschäden“ hat er 1948 den sofortigen Umbau des Waldes gefordert, konkret die 2/3-Krone für die Fichte. Doch niemand hat auf ihn gehört. (Veröffentlichungsrechte beim Verfasser. Reprint mit statischen und anderen Ergänzungen 1995 vorgesehen.)

In der *Allgemeinen Forstzeitschrift* 30-31/1990 sind die Sturmschäden des letzten Jahrhunderts und u. a. die der Jahre 1967, 1972 und 1984 aufgezählt; der Sturm von 1972 hatte danach immerhin schon 17,3 Mio. Fm Schadh Holz-Anfall und einen drastischen Holzpreis-Verfall zur Folge. Spätestens zu diesem Zeitpunkt hätte die Forstverwaltung merken müs-

sen, daß – vor allem anderen – Angebot und Nachfrage den Holzpreis bestimmen und daß es keinen Sinn macht, sturmgefährdetes Holz zu produzieren, indem man durch bewußte Unterlassung der regelmäßigen Durchforstung lange, astfreie Stämme hochwachsen läßt, für die man nach dem Preisverfall durchallzuviel Sturmholz-Angebot letztlich nur Brennholzpreis erlöst.

Nun haben 1990 „Vivian und Wiebke“ mit 80 Mio. Fm Sturmholz für den nächsten verheerenden Holzpreisverfall gesorgt. Daß schätzungsweise 90 Prozent des Windbruches durch falschen Waldbau selbst provoziert waren, wollte und will man vielerorts auch heute noch nicht wahrhaben. Gegen solche Naturkatastrophen sei man eben machtlos. – Anton Heger schrieb 1948 hierzu: „Der Fatalismus in der Sturmfrage darf auf keinen Fall geduldet werden. Es ist sehr bequem, das forstliche Gewissen beim Anblick der Katastrophenflächen mit dem Mätzchen, gegen Orkane sei kein Kraut gewachsen, zu beruhigen. Grobe Fehler in der forstlichen Technik werden dadurch außer Diskussion gestellt.“

Heute nun gilt der Slogan „naturnaher Waldbau“. Das beste daran ist der Slogan selbst. Denn wohl jeder Forstamtsleiter versteht etwas anderes darunter. Mischwald statt Monokultur scheint naturnah zu sein. Dabei hat Mischwald

mit Naturnähe ebensowenig zu tun wie Monokultur mit Sturm-schaden.

Wer die autochthonen Wälder Kanadas und Alaskas kennt, weiß, daß auch diese Urwälder in der Regel Monokulturen sind, was auch logisch ist. Denn auf jedem Boden setzt sich natürlich – und das ist nun wirklich natürlich im Sinne von naturnah – die Pflanze bzw. der Baum durch, der unter den gegebenen klimatischen Verhältnissen die Mineralien des anstehenden Bodens von gegebener Mächtigkeit und Feuchte am besten verwerten, d. h. in Holzmasse umwandeln kann. Ändern sich diese Bodenbedingungen, z. B. mit der Topographie, oder ändert sich das Klima, dann ändert sich auch die vorherrschende Baumart. Und in den Übergangszonen gibt es dann tatsächlich auch Mischwald.

Aus kürzlichen Diskussionen mit jungen Forstakademikern weiß ich, daß die Idee, möglichst hochwertiges Holz zu züchten, immer noch die forstliche Ausbildung und das Denken der Forstverwaltung wesentlich bestimmt. Dabei sollte aber m. E. die Sturmstabilität des Waldes wichtigstes waldbauliches Ziel sein. Nur wenn dieses Ziel erreicht wird, hat die Forstverwaltung eine Chance, am Holzmarkt wieder Einfluß auf den Holzpreis zu gewinnen – und mit ihr zusammen auch die vielen kleinen und wenigen großen privaten

Waldbesitzer, die heute immer noch – im Gegensatz zur staatlichen Forstverwaltung –, allerdings mit schrecklich viel Mühe, schwarze Zahlen schreiben. Auf lange Sicht aber müssen alle durch sichere Rentabilität wieder Freude an der Waldwirtschaft haben. Denn nicht nur das Wild braucht den Wald, sondern wir Menschen brauchen ihn zum Leben schlechthin.

Wie also sollte naturnaher Waldbau unter Aufrechterhaltung einer halbwegs rentablen Nutzung des Waldes verstanden werden?

1. Auf jedem Boden sollte vom Grundsatz her die Baumart passen, die diesen Boden am besten verwertet, d. h. in Holzmasse umwandelt.

2. Die Baumart muß sich in dem Boden, den sie gut verwerten kann, auch ausreichend sturmsicher verkrallen können.

3. Wo für die Fichte die Voraussetzungen ziemlich gut sind, sollte Fichte wachsen. Denn Fichte ist nun mal der Brotbaum der Forstwirtschaft.

4. Wo immer möglich, d. h. wo

Bodenart, -mächtigkeit und -feuchte mit den Ansprüchen der Baumart harmonisieren, sollte die Verjüngung durch Blendersaumschlag, ggfs. modifiziert, erfolgen, nicht dagegen durch Kahlschlag und Pflanzung.

5. Wo nur Pflanzungen möglich sind, beispielsweise wegen eines erforderlichen Baumartwechsels oder bereits erfolgtem Kahlschlag oder Windbruch, sollte die Pflanzung von mindestens einen Meter hohen Heistern in Weitstand (max. 1000 Pflanzen/ha) und mit Einzelschutz erfolgen. Und jetzt das Wichtigste:

6. Durchforstung immer und ständig so, daß jeder einzelne gutgewachsene Baum den Wuchsraum hat, den er braucht, um eine breite Krone und demzufolge einen breiten und damit schweren Wurzelteiler auszubilden. Nur so werden Bäume, werden ganze Wälder sturmstabil.

7. Die Idee vom langen astfreien Stammholz ist unverzüglich und endgültig zu begraben.

Als besonders lesenswerte

Autoren der Forstverwaltung und Forstwirtschaftslehre sind in diesem Zusammenhang zu nennen: Oberförster Eberbach, Forstmeister Dr. Eberhard, Forstmeister Kautz (modifizierter Blendersaumschlag für das Mittelgebirge!), Oberforstmeister Möller, auf die Erfolge des Herrn v. Kalitsch verweisend, und Christoph Wagner. All diese Autoren waren engagierte Forstleute, die in den jeweiligen Forstzeitschriften klar zugunsten der von Möller so genannten „Dauerwaldwirtschaft“ und damit zugunsten der Naturverjüngung Stellung bezogen haben.

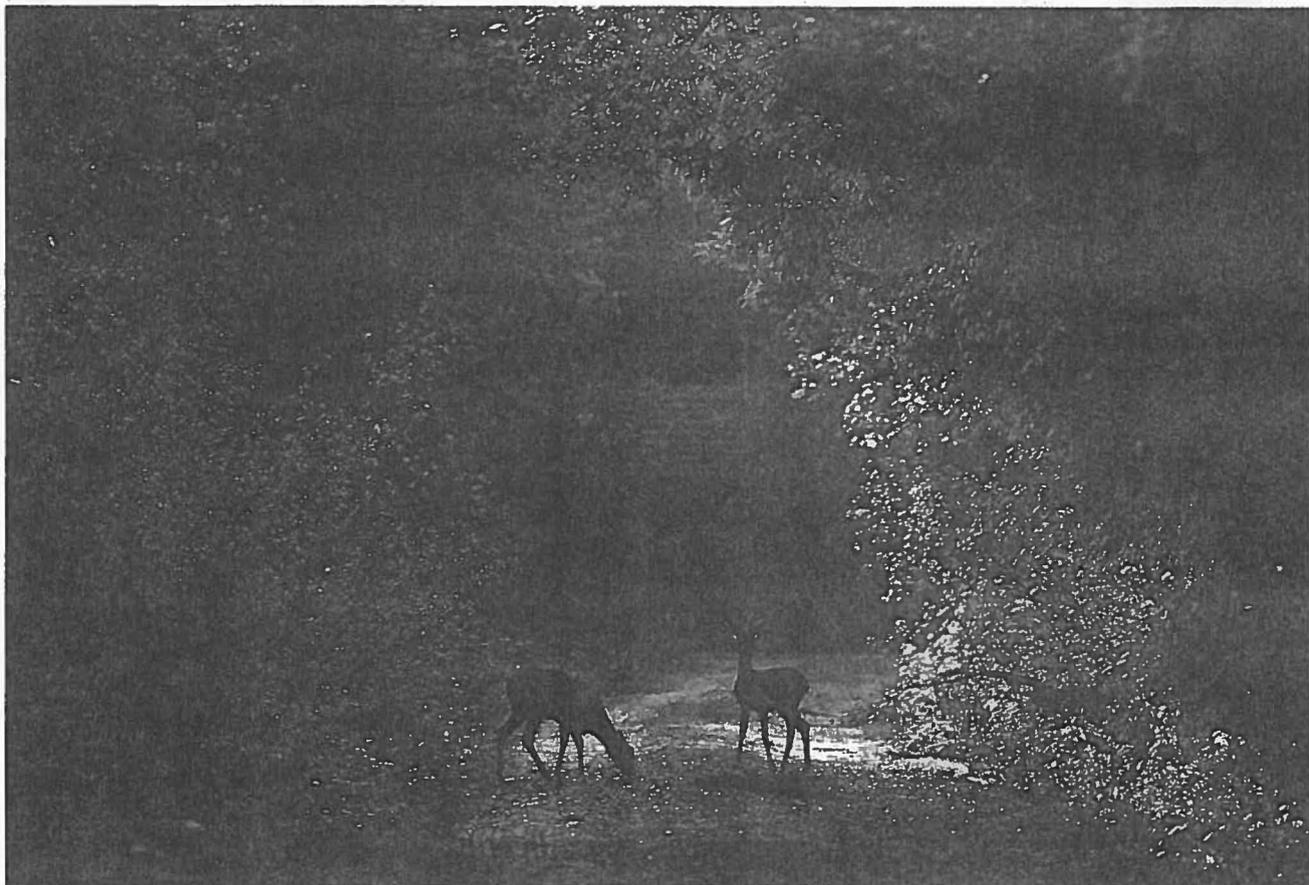
Gefährlich dagegen war die auch als Handbuch erschienen und deshalb wohl weit verbreitete Veröffentlichung „Gute Bestandspflege und Starkholzzucht“ von Michaelis aus dem Jahre 1907. Gefährlich war dieses Büchlein deshalb, weil es zunächst mit klarer Begründung die regelmäßige Durchforstung und den gelockerten Kronenschluß forderte, dann aber ganz unvermittelt und nur kommerziell begründet die ast-

reine Schaftlänge mit 50 bis 60 Prozent der Baumhöhe propagierte, ohne dabei auf die einzelnen Baumarten einzugehen. Dazu wurde dann noch der überlegene wirtschaftliche Wert der Fichte gegenüber der Buche herausgestellt.

Wer weiß, wie viele Fichtenbestände durch dieses Handbuch von Michaelis neu begründet und mit 60 Prozent und darüber astreiner Schaftlänge sturmanfällig erzogen wurden? Michaelis stellte die Forderung „Dickenwachstum“ an die erste und „Astreinheit“ schon an die zweite Stelle, offensichtlich ohne zu merken, daß sich diese Forderungen widersprechen. Es gab eben auch schon zu Anfang dieses Jahrhunderts einen Forstmann, der durch ein Handbuch im Taschenformat anscheinend viel Einfluß ausübte, die Forstwirtschaft damit aber aufs Glatteis führte. Die anderen genannten Autoren dagegen haben alle um 1921 herum leidenschaftlich versucht, die Forstverwaltung aufs richtige Gleis zu bringen – leider vergeblich! ➔

Zum Ökosystem Wald gehört in unseren Breiten seit jeher auch das Rehwild. Ihm als „kleinen roten Knospenbeißer“ seinen angestammten Platz in angemessener Zahl durch überzogene waldbauliche Vorstellungen streitig machen zu wollen, trägt genauso wenig zur Problemlösung bei wie die „Züchtung“ restlos überhöhter Wildbestände

Foto: G. Jendreyzik



Zum Forstlichen Gutachten in Baden-Württemberg: Es basiert m. E. auf völlig falscher Grundlage: Hauptbaumart oder nicht – ist gar nicht die Frage. Die Frage ist vielmehr: Naturverjüngt oder gepflanzt? Warum? Was aus dem bestens gedüngten Saatschulboden kommt, schmeckt vergleichsweise „süß“. Denn diese Pflanzen sind in pH-neutralem oder gar basischem Boden aufgewachsen. Was naturverjüngt oder im Wald gesät hochkommt, das schmeckt genauso „regensauer“ wie alles andere drumherum und wird deswegen auch nicht vorzugsweise wie „süße“ Saatschulpflanzen verbissen. Im Heidelberger Stadtwald kann ich – fünf Jahre nach Vivian und Wiebke – naturverjüngt zeigen: Buche, Fichte, Douglasie, Eiche und Tanne. Verbiß: vernachlässigbar gering. Das Forstliche Gutachten kann also erst eine treffende Aussage über den Rehwildbestand machen, wenn es den Verbiß bei Naturverjüngungen angibt. Es sollte also unbedingt auf diese neue realistische Basis gestellt werden.

Reproduktionsrate Rehwild und Waldsterben

Von einzelnen Forstverwaltungen wird häufig angeführt, die Reproduktionsrate des Rehwildes sei aufgrund der verbesserten Äsungsverhältnisse in Folge von „Vivian und Wiebke“ stark erhöht. Wer das behauptet, versteht m. E. nichts von Zoologie und evolutionären Veränderungen bzw. den dazu erforderlichen Zeiträumen – „Natura non facit saltus“, eine alte Weisheit. Eben weil bestimmte Umstellungen in der Natur nur relativ langfristig möglich sind, können ja auch unsere Bäume mit dem in wenigen Jahrzehnten versauerten Boden nicht fertig werden und werden krank. Warum hilft man ihnen eigentlich nicht mit Kalkung auf großer Fläche? Man hatte doch damit einmal angefangen!

Es sind also eigentlich immer dieselben einfachen Zusammenhänge, ob in Botanik oder Zoologie. Entweder man kann in diesen einfachen Zusammenhängen der Natur denken oder nicht. Sicherlich wollen

auch viele Forstakademiker einfach nicht wahrhaben, daß die Zusammenhänge so einfach sind. Wenn ja, versteht man sie, wenn nein, versteht man sie nicht. Das ist für mich auch das Reizvolle, wenn ich der Jagd nachgehe – national oder international –, die einfachen Zusammenhänge zu erkennen zwischen dem Wild und seinem Lebensraum, die ganz bestimmte Verhaltensweisen zur Folge haben. Allerdings ist es immer hilfreich zu lesen, was andere – zu welchem Thema auch immer – schon entdeckt haben. Man kann dann selbst leicht nachvollziehen und weitere Zusammenhänge und Feinheiten entdecken.

Zu § 32 LJG Baden-Württemberg: Bei einer Novellierung des LJG sollte dieses Privileg der Forstverwaltung (eigene Jagdhoheit außerhalb der Jagdbehörden) abgeschafft, d. h. dieser Paragraph ersatzlos gestrichen werden, denn er verletzt in grober Weise den durch unsere Verfassung garantierten Gleichheitsgrundsatz. Mit der Begründung der fachlichen

Kompetenz könnte nämlich z. B. die Fürstenberg'sche Forstverwaltung, die mit Sicherheit keinen Deut schlechter, eher noch effizienter ist als die Landesforstverwaltung, dasselbe Privileg für sich beanspruchen. Würde man es dieser zugestehen, dann müßte man es auch wieder jedem kleineren eigenjagdgroßen Forstwirtschaftsbetrieb einräumen, der mit derselben Fachkompetenz und Effizienz seinen Wald bewirtschaftet. Welche Probleme das wiederum auslösen würde, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden.

Beileibe nicht überall, aber vielerorts haben private Jäger die Privilegien einiger Forstämter zu spüren bekommen, von Verwaltungen öffentlichen Vermögens, die seit über 100 Jahren den scheinbaren Gegensatz von Wald und Wild durch falschen Waldbau provoziert und darüber hinaus eben durch diesen falschen Waldbau den Wald in höchstem Maße sturmanfällig gemacht und damit den Holzpreis immer wieder „in den Keller“ gebracht haben. Daß es daneben immer auch hochkompetente und verständnisbereite Forstleute gab und gibt, soll nicht unerwähnt bleiben. Aber die hatten und haben es in der eigenen Hierarchie unglaublich schwer.

Jahrzehntelang haben mangels eigener diesbezüglicher Kenntnisse Jäger die waldbauliche Kompetenz von eben diesen Forstverwaltungen respektiert, waren nachgiebig und verständigungsbereit. Viele Forstverwaltungen verstanden dagegen unter „guter Zusammenarbeit“ die möglichst widerspruchslose Anerkennung und Befolgung ihrer eigenen forstlichen Vorgaben.

Wenn die Forderung „ständige Durchforstung“ mit dem Ziel „Sturmstabilität“ und die Forderung „Naturverjüngung wo immer sinnvoll und möglich“ endlich Platz greifen, hört der nur scheinbare Gegensatz von Wild und Wald von ganz allein auf! Forstverwaltung und Jägerschaft können wieder miteinander arbeiten und reden und müssen nicht gegeneinander streiten. □



Rehwild sollte endlich wieder wertfrei als natürliches Glied der Waldbiozösen betrachtet werden – nicht mehr, aber auch nicht weniger

Foto: W. Radenbach